der Maidan-Generation im Programm auf dem ersten Blick reizvoll aussahen.

Musikalisch sehr überzeugten aber die Musiker*innen: Beispielweise spielte Flötistin Bettina Junge das technisch anspruchsvolle neue Werk für Flöte Solo *lucid dreaming* von Liza Lim virtuos; bei *»in itself«* von Alexander Bauer interagierte Saxophonist Martin Losert hervorragend mit dem Feedback, sodass es schien, dass er alles komplett im Griff hatte, was bei der Nutzung von Feedback schwer der Fall sein kann. Und bei Clemens Gadenstätters Solostück *le goût du son* war Theo Nabichts intensive Auseinandersetzung mit seiner Kontrabassklarinette spürbar. Der beste Moment der Konzertreihe war die Impro-Session von drei mosaik-Mitgliedern und dem ukrainischen Komponisten/Pianisten Albert Saprykin: während sich Cello (Mathis Mayr) und Oboe (Simon Strasser) mal periodisch, mal melodisch entfalteten, führte der Analogsynth (Ernst Surberg) die Session rhythmisch und klanglich vielfältig weiter, indem er das andere Tasteninstrument (Saprykin am Keyboard) mit ausbalancierte.

Mit dieser Konzertreihe schafften die Kyiv Contemporary Music Days es, das Berliner Publikum anzulocken und einen Austausch zwischen wichtigen Persönlichkeiten der Neuen-Musik-Szenen in Berlin und Kiew aufzubauen, wie es beim letzten Konzert symbolhaft eintrat, als der eingeladene, momentan in Kyjiw lebende Kontrabassist Nazarii Stets mit dem Solostück von Kaija Saariaho *Folia* das Konzert begann und zusammen mit dem Dirigenten Stephan Winkler und dem Ensemble KNM das Kontrabasskonzert von Rebecca Saunders *Fury II* als Finale spielte. Wie oben erwähnt, informierten die KCMD das Berliner Publikum ausgiebig über die ukrainische politische und kulturelle Situation in den letzten zehn Jahren. Aber zu sparsam – im 58-seitigen Programmheft ist keine einzige Zeile über die Werke geschrieben – erklärten sie die Werke und die Ideen dahinter, die das Berliner Publikum sehr interessiert haben könnte.

Moonsun Shin

AUSSTELLUNG

Dauerausstellung zur Geschichte der Musik

Haus der Ungarischen Musik Budapest

Dies ist eigentlich ein Text mehr über das Ausstellungsdesign als den Ausstellungsinhalt. Denn was soll man sagen? Da gibt es das neu gebaute und letztes Jahr eröffnete Haus der Ungarischen Musik, mitten im Stadtpark von Budapest. Eine wahnsinnig beeindruckende Architektur des Japaners Sou Fujimoto, die es erlaubt sowohl einen Konzertsaal als auch Open-Air-Konzerte zu veranstalten. Ein sehr einladender, runder Bau mit einigen Ausstellungen im Keller. Unter anderem einem Sounddome für verschiedenartige Bildklangwelten und eine Dauerausstellung zur Geschichte der Musik, von den folkloristischen Anfängen über das Mittelalter, die Oper, das Konzert, ein bisschen Moderne bis ins Heute, der Welt von E-Gitarren und MPCs.

Nun muss erstmal gesagt werden, der Bau ist wahnsinnig umstritten. Von Viktor Orbán im Alleingang gebaut und vielfach wegen Korruptionsvorwürfen sogar vom städtischen Bürgermeister aktiv boykottiert, soll er Ungarns ›wichtigste Kunst‹ im internationalen Kontext repräsentieren: eben die Musik, vornean natürlich Männer: Ferenc Liszt, Béla Bartók, Zoltán Kodály, György Ligeti und Zoltán Kocsis. Da besteht inhaltlich auch das Problem: Eine völlig ungehemmte Genie- und Nationalerzählung durchfurcht die Ausstellung; es gibt sogar einen Raum, der ausgemalt ist mit der ungarischen Flagge und die Nationalhymne in ihren besten Versionen spielend. Kuratiert wurde die Dauerausstellung von dem älteren Komponisten und Leiter des Hauses András Batta und dem jungen Produzenten Márton Horn.

Aber: Ich habe noch nie eine so gelungene, ästhetisch dichte Ausstellung erleben dürfen. Erklären lässt sich dies erstmal über das technische Setup. Jede Person trägt einen GPS

getrackten Kopfhörer, der auf den Zentimeter genau im Raum sich bewegend Klänge abspielen kann. Nun besteht die Ausstellung aus ca. 20 inszenierten, die Musikgeschichte durchwandernden Räumen, beginnend bei der Folklore und Punkten auf dem Boden, mittels derer man sich in verschiedenen Volksmusiken begeben kann. Der Gast lernt so das System kennen. Schon im ersten Raum des Mittelalters wird es komplexer, aber immer intuitiv. In einer alten Bibliothek liegt ein großes aufgeschlagenes Buch, das offensichtlich leer, aber von oben mit einem mittelalterlichen Original mit Neumen und Text beschienen ist. Wendet man eine Seite um, wechselt auch das Bild. Plötzlich merke ich, dass durch die Neumen eine farbliche Veränderung geht, immer die Stelle, wo ich mich gerade im Kopfhörer musikalisch befinde. Der nächste Raum ist ein Kirchenraum mit scheinbar echten Kirchenfenstern. Nähert man sich ihnen, merkt man aber, dass die darin abgebildeten Mönche gerade die Motette, die ich höre, singen und sich dazu leicht bewegen. Später setze ich mich im Raum der Klassik auf einen von vier Stühlen mit Screens, wo ich die Violinstimme eines Streichquartetts visuell und akustisch verfolge. Eine Frau setzt sich mir gegenüber und es ergänzt sich automatisch das Cello. Ein anderer Raum beinhaltet einen selbstspielenden Flügel, der endlos Solokonzerte fürs Publikum spielt. Ganz später haue ich mit meinen Fingern in eine MPC oder spiele mit der Aleatorik Cages auf einem interaktiv bespielbaren Tisch im Raum. Die Liste könnte noch sehr viel weiter gehen, dies gibt aber einen Eindruck davon, dass jeder dieser Räume eine eigene ästhetische Welt beinhaltete, die in sich, trotz komplexem technischem Setup, für jede Person funktionierte und Spaß machte, auch für Kinder. Es war beeindruckend zu beobachten, wie aktiv die Menschen sich darin betätigten und wirklich Lust auf mehr bekamen. Wenn es das Bedürfnis für eine Ausstellung zur Geschichte der Musik für ein Land, wie hier Ungarn,geben soll, dann wurde das eingelöst. Eben aber mit allen Ambivalenzen eines so schnell nach rechts wanderndem Land.

Tritt man heraus, bin ich schlicht begeistert. Einige Tage später merke ich aber, dass ich skeptisch werde bezüglich der Perfektion der Inszenierung. Das kennt man doch auch aus der Geschichte. Schließlich realisiert man aber in Gesprächen, dass das Team im Haus der Ungarischen Musik wie der Musikkurator András Varga einen linkspolitischen, antirassistischen Eindruck machte u. a. weil man sonst in den Nächten in anarchistisch besetzten Räumen hofierte. Gut, das Feld nicht anderen zu überlassen, denke ich mir, und kann mir nur schwer vorstellen, was das alles im Konkreten heißen kann.

Bastian Zimmermann



CD

Alex Paxton
Happy Music for Orchestra
Delphian Records

Das Pressefoto der diesjährigen Verleihung der Ernst von Siemens-Preise hat eine bedeutsame Aussagekraft: Hauptpreisträger George Benjamin und alle um ihn herum dunkel gekleidet, unauffällig, schick. Dazwischen: Alex Paxton, lächelnd, in weitem T-Shirt mit schillernden Farben, wie mit buntem Graffiti besprüht. Das Foto und seine Umstände stehen für die spannende Ambivalenz Paxtons in der Szene: stilistisch ein Außenseiter, ursprünglich wohl eher verortet im zeitgenössischen Jazz, und dennoch – mit der Verleihung eines Siemens-Förderpreises umso mehr – im Etablissement angekommen, vertreten auf zahlreichen